

THOMAS HERZSPRUNG



DER

HEIMSUCHER

Jedem seine Strafe

THRILLER

EMO
Media

Thomas Herzsprung

Der Heimsucher

Jedem seine Strafe

Thriller

Copyright © 2021
Emo Media Verlag GmbH, Kuppenheim
www.emo-media.de

ISBN eBook 978-3-96032-066-1
ISBN Print 978-3-96032-067-8
Cover erstellt unter Verwendung von:
© iStock.com/VitalisG
© iStock.com/Vladimir18
© iStock.com/Honored_Member
© iStock.com/GOLDSquirrel

Das Model auf dem Coverfoto steht in keinem
Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches.
Sämtliche Personen, Orte und Begebenheiten
sind frei erfunden, Ähnlichkeiten rein zufällig.

Für alle, die nachts die Angst heimsucht:

*Oft ist die Dunkelheit,
das, was wir fürchten, in Wirklichkeit
nur ein Stückchen Welt,
ein Freund, der uns vor Augen führt,
wie hell und schön
die Orte, Dinge, Menschen leuchten,
die wir am Tage um uns haben.*

Kapitel 1

Der fischige Geruch von brackigem Hafenwasser schlug Savannah entgegen, und sie rümpfte die Nase, während sie sich in der Dunkelheit ihren Weg zur rückwärtigen Seite der Lagerhalle im Frankfurter Ostend bahnte. Normalerweise spendete eine einsame Funzel unter dem Vordach wenigstens ein Fleckchen Licht, doch wie es schien, hatte das Ding heute Abend seinen Dienst eingestellt. Genervt zog Savannah ihr Handy aus der Gesäßtasche ihrer knappen Jeans, schaltete die Taschenlampe ein und richtete den dünnen Lichtstrahl auf den Betonboden, wobei sie lauthals ihr geiziges Schwein von Ehemann verfluchte.

Wie nicht anders zu erwarten gewesen war, hatte Klaus für die Reparatur seiner alten Schleuder von Karussell die billigste Halle angemietet, die er hatte auftreiben können.

Nicht zum ersten Mal fragte Savannah sich, was sie vor nunmehr drei Jahren geritten hatte, mit gerade einmal einundzwanzig einen Kerl zu heiraten, der mehr als doppelt so alt war wie sie. Heute, wenn sie die ganze Sache mit etwas Abstand betrachtete, erkannte sie mit Schrecken, dass sie das Leben ihrer Mutter lebte. Eine Reality-Show aus dem Trash-Fernsehen in Dauerschleife. Doch damit war nun Schluss. Ihre Tage als Frau Scheffler näherten sich dem Ende, und bei diesem Gedanken legte sich ein Lächeln auf ihre Lippen.

Als sie die rostige Eisentür auf der dem Main zugewandten Seite erreichte, richtete sie den Schein ihrer provisorischen Taschenlampe auf das Zahlenfeld neben der Tür und gab den fünfstelligen Code ein. Ein Summen erklang, sie zog die Tür auf und steckte das Handy wieder weg.

Obwohl ihr der altbekannte muffige Geruch nach Diesel, Schmierfett und Schweißarbeiten entgegenschlug, breitete sich ein wohliges Gefühl in ihrem Magen aus und

zog weiter bis in ihren Unterleib. Sich hier in der heruntergekommenen Lagerhalle mit *ihm* zu treffen, hatte etwas Verbotenes.

Etwas Verruchtes.

Es fühlte sich herrlich sündig an. Und wenn Klaus Wind davon bekäme, würde er sie grün und blau schlagen, doch der alte Sack hatte sich bereits vor zwei Stunden in den Wohnwagen verzogen und schlief inzwischen wahrscheinlich vor dem Fernseher.

Erwartungsvoll betrat Savannah die Halle, die lediglich von dem wenigen Licht erhellt wurde, das von der Recyclinganlage auf der anderen Mainseite durch die verdreckten Fenster fiel, und drehte den altmodischen Lichtschalter.

Nichts.

»Was zum Teufel ...?«

Sie probierte den Schalter noch einige Male, jedoch mit immer demselben Ergebnis.

»Hey, ich bin's. Das verdammte Licht geht nicht. Bist du schon da?«, rief sie und machte ein paar Schritte in die Halle, ohne eine Antwort zu bekommen.

Stattdessen fiel hinter ihr mit lautem Krachen die Eisentür ins Schloss.

Savannah wirbelte herum, wobei sie mit dem winzigen Absatz ihres rechten Schuhs auf etwas am Boden trat. Was immer dort lag, ein Blechstück, eine Glasscherbe oder zerbrochenes Plastik, es rutschte mit einem Knirschen weg. Savannahs Fuß knickte um, und ein höllischer Schmerz flammte in ihrem Knöchel auf.

»Verfluchte Scheiße«, brüllte sie, strauchelte, blieb aber auf den Beinen. Dafür verschwand das warme Gefühl.

Wahrscheinlich hatte der Wind, der stetig vom Main herüberblies, die Tür zugeworfen; *er* war es jedenfalls nicht gewesen.

Vorsichtig ließ sie sich auf ein Knie nieder und betastete ihren Knöchel. Er begann bereits anzuschwellen; das war das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte.

Allmählich ärgerlich werdend, schaute sie sich weiter nach *ihm* um, doch alles, was sie sehen konnte, war der

Starfighter. Düster ragte das Karussell über ihr auf. Seit ihrer Kindheit kannte sie die alte Mühle, die von den meisten Besuchern der Jahrmärkte ungeachtet des neuen Namens nach wie vor *Musik-Express* oder *Raupe* genannt wurde, doch nie zuvor hatte sie das Fahrgeschäft in irgendeiner Weise als bedrohlich wahrgenommen.

Keine der unzähligen Lampen und Lämpchen, die im normalen Betrieb strahlten, brannte. Die Spitzen der einer Krone nachempfundenen Schmuckdachkante schienen das Hallendach durchstoßen zu wollen, während die zu grotesken Fratzen geschminkten Gesichter der Band *Kiss Savannah* höhnisch angrinsten.

Erneut betastete Savannah ihren Knöchel, als sie meinte, im Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Stand in dem Durchgang, der zum hinteren, etwas abgeschirmten Teil des Karussells führte und der im Schaustellerjargon als Tunnel bezeichnet wurde, eine Gestalt?

Ein Mann?

Savannahs Puls schnellte in die Höhe.

»Hallo?«, sagte sie. Selbst in ihren Ohren klang es zögerlich. Ängstlich.

Herrgott, rei dich zusammen, ermahnte sie sich und rief sich ins Gedächtnis, dass sie keines dieser Püppchen war, denen bei der kleinsten Kleinigkeit die Nerven durchgingen.

Außer ihr war niemand hier. Die Mechaniker hatten längst Feierabend, und *er* würde sich nicht vor ihr verstecken, um ihr einen Schrecken einzujagen. Obwohl sie ihn erst seit kurzem kannte, konnte sie das mit Sicherheit sagen. So einer war er nicht.

Vor gut zwei Wochen, als sie in Frankfurt angekommen war, um mit dem Aufbau der Dippemess zu beginnen, wie der Jahrmarkt in der Mainmetropole hieß, waren sie sich über den Weg gelaufen. Nicht auf dem Festplatz, wie man annehmen sollte, sondern in der Kaiserstraße vor dem Büro der Stadtverwaltung, die sich um die Vergabe der Stnde kümmerte. Er gehörte nicht zu den Schaustellern,

hatte mit dem Rummel nichts zu tun; gerade das machte ihre Affäre für sie so reizvoll.

Savannah kam wieder hoch und tat einen vorsichtigen Schritt nach vorn, was ihr Knöchel mit einem Schmerz quittierte. In den Pumps konnte sie nicht weiterlaufen. Ausgeschlossen. Mit verkniffenem Gesicht zog sie die Schuhe aus und behielt sie in der Hand. Sie humpelte zurück zur Tür, wobei sie sich die Frage stellte, ob sie mit dem verletzten Knöchel noch Auto fahren konnte. Falls nicht, würde sie sich wohl oder übel von Marvin, ihrem Bruder, abholen lassen müssen.

Sie überschlug die Konsequenzen. Wenn Marvin kam, würde Nepo ganz allein am Stand sein, und das konnte sich als echtes Problem erweisen.

Andererseits war heute Dienstag, da herrschte auf dem Rummel kaum Betrieb. Irgendwie würde es gehen.

Sie griff nach der Klinke, drückte sie und zog, doch die Tür rührte sich nicht.

Ihre leise Unruhe begann, sich zu etwas Nagendem zu entwickeln.

»Okay, keine Panik«, murmelte sie und rüttelte fester.

Nichts tat sich, und Savannah drehte sich zurück zum Karussell. Irgendwo da hinten gab es einen Notausgang.

Vorsichtig humpelte sie in Richtung *Starfighter*, der einzig aus dem Grund hier stand, weil er nach irgendwelchen Auflagen vom TÜV, über deren Unsinnigkeit ihr Mann sich unentwegt aufregte, umgebaut werden musste.

Plötzlich vernahm Savannah ein Rattern und trat erschrocken einen Schritt zurück.

Die Wagen des *Starfighter* hatten sich in Bewegung gesetzt. In der langsamsten Geschwindigkeit rumpelten sie eine Weile über die Stahlschienen; abrupt blieben sie wieder stehen.

Savannah bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut, und sie warf einen Blick zum Kassenhäuschen, von wo aus das Karussell bedient wurde.

Die Leuchtdioden auf dem Steuerpult tauchten den winzigen Raum in Rot, aber das Licht war viel zu schwach, als dass Savannah etwas hätte erkennen können.

Dann – vor Schreck fuhr sie zusammen – signalisierte ihr Handy mit einem Warnton den Eingang einer Nachricht.

Wie fremdsteuert zog Savannah das Smartphone aus der Jeans.

Sofort fiel ihr auf, dass mit dem Handy etwas nicht in Ordnung war. Ihr wurde weder Datum oder Uhrzeit noch die Kapazität des Akkus oder der rosafarbene Verlauf angezeigt, den sie als Hintergrund für ihren Sperrbildschirm ausgewählt hatte. Stattdessen stand in schlichter weißer Schrift auf schwarzem Grund:

Alle Funktionen auf diesem Gerät wurden gelöscht. Es gibt für dich nur einen Weg, diese Nacht zu überleben. Ruf Marvin an.

Auf dem Display tauchte ein Ziffernblock auf.

Savannah versuchte, das Handy auszuschalten. Als das misslang, wollte sie einen Neustart erzwingen, was ebenfalls nicht funktionierte. Das Gerät reagierte nicht.

Es blieben der Ziffernblock und die Aufforderung, Marvin anzurufen.

Wie in Gottes Namen sollte sie das anstellen? Sie kannte seine Nummer nicht. Seit sie denken konnte, hatte sie die Telefonnummer ihres Bruders unter ihren Favoriten in den Kontakten abgespeichert, doch jetzt hatte sie keinen Zugriff mehr darauf.

Die Polizei, ging es ihr durch den Kopf. Wähl den Notruf, der funktioniert auf jedem Handy, egal, ob man noch Guthaben hat oder nicht.

Sie tippte 110, dann auf den grünen Anrufen-Knopf.

Eine Warnmeldung erschien.

Diese Nummer ist falsch. Du hast noch zwei Versuche, Marvin anzurufen.

Savannahs Blick huschte zwischen ihrem Handy und dem *Starfighter* hin und her, und so bemerkte sie die Gestalt hinter sich erst, als sie von zwei kräftigen Armen

gepackt wurde. Sie setzte zu einem Schrei an, der jedoch von dem weichen Tuch, das ihr jemand auf Mund und Nase presste, erstickt wurde. Panisch sog sie Luft ein und versuchte, nach ihrem Peiniger zu treten, doch ein ätzender, chemischer Geruch zog ihr in die Nase, und nach wenigen hektischen Atemzügen erstarben ihre Bewegungen. Ihre Knie wurden weich, und alles um sie herum versank in Dunkelheit.

Kapitel 2

Alles an den Kerlen roch nach Ärger, dafür hatte Marvin eine Nase. Er gab sich betont desinteressiert, rückte auf dem Barhocker nach vorn, streckte sein Bein aus und fischte das Handy aus der Sporthose. Dann gab er vor, seine Nachrichten zu kontrollieren, wobei er die drei Jungs, die etwa in seinem Alter sein mussten, weiter aus den Augenwinkeln beobachtete. Sie stießen mit ihren Bierdosen an und grölten über die Musik des *Jetstream* hinweg, während sie den Mittelgang entlangliefen. Die bunten Lichter des Karussells tauchten ihre Gesichter abwechselnd in gleißendes Rot, Grün und Gelb, und von Marvins Blickwinkel aus hatte es den Anschein, die durch die Luft sausenden Gondeln würden sie jeden Moment am Kopf treffen.

Dämliche Vorstadtaffen, dachte Marvin. Mit ihren Baggy Pants und den übergroßen T-Shirts versuchten sie, wie amerikanische Gangsterrapper auszusehen, doch an den sauberen, frisch gebügelten Klamotten und den akkuraten Haarschnitten erkannte Marvin, dass sie noch bei Mami wohnten. Vermutlich waren sie wie alle hergekommen, um ein bisschen Spaß zu haben, aber nun nach ein paar Bieren und der ernüchternden Erkenntnis, dass an einem Dienstagabend nicht viel los war (was einschloss, keine kichernden Chicks am Autoscooter vorzufinden), hatten sie ihr Vorhaben geändert. Jetzt waren sie auf Ärger aus.

Haut ab! Lauft vorbei!, rief Marvin ihnen im Stillen zu, ohne den Blick von seinem Telefon zu nehmen, denn sein Bedarf an Problemen war gedeckt.

Vor einer halben Stunde, so gegen neun, hatte Savannah sich verabschiedet und ihn mit Nepo hier am Stand allein gelassen, obwohl doch Nepo heute sechzehn wurde und sie ihm noch die versprochene Torte schuldig war.

Nun blieb es an Marvin hängen, am Ende dieses lausigen Verkaufstages den Kram zusammenzupacken und irgendwo einen Geburtstagskuchen samt Kerzen aufzutreiben.

Schönen Dank auch, Schwesterherz.

Den ganzen Abend hatte Savannah furchtbar geheimnisvoll getan, doch Marvin war nicht auf den Kopf gefallen. Ihm war nicht entgangen, dass sie sich, seit sie mit dem Aufbau in Frankfurt begonnen hatten, seltsam verhielt. Und er musste kein Hellseher sein, um zu wissen, was dahintersteckte.

Ein Kerl.

Das hatte er ihr vorhin auch auf den Kopf zugesagt, worauf sie nur noch geheimnisvoller getan hatte.

»Es ist nicht so, wie du denkst«, hatte sie ihm zuge-
raunt. »Mit ihm ist es anders. Er wird mich von hier weg-
bringen. Ich fange ein neues Leben an, und später hole ich
euch nach.« Sie hatte ihre Augen aufgerissen und einen
Schmollmund gemacht, worauf Marvin sich genervt ab-
gewandt hatte. Er hasste ihr Getue, wenn sie einen neuen
Typen hatte.

Nepos Stimme riss Marvin aus seinen Gedanken. »Hey,
Marvin, weißt du, welcher Tag heute ist?«, fragte Nepo, der
eigentlich Nepomuk hieß, was ein echt bescheuerter Name
war.

Himmel, ihre Mutter war so durchgeknallt gewesen.
Marvin konnte von Glück sagen, dass sie bei der Wahl
seines eigenen Namens so etwas wie einen lichten Moment
gehabt oder sich an dem Tag schlicht mit den Drogen
zurückgehalten hatte.

»Marvin?«, hakte Nepo nach. »Welcher Tag ist heute?«
Er schaute von seinem Bilderbuch auf, das Savannah ihm
geschenkt hatte und in dem es um irgendeine behütete
Göre ging, die nichts Besseres zu tun hatte, als sich stun-
denlang mit einem Stern zu unterhalten. Falls, was Gott
verhüten möge, eine von Marvins zahlreichen Bett-
geschichten ein Kind zur Folge hätte, würde er ihm einen
solchen Mist nicht zu lesen geben.

»Natürlich weiß ich, was heute für ein Tag ist«, antwortete Marvin bestimmt zum zehnten Mal, seit sie gemeinsam hinter dem Verkaufstisch standen und vergeblich versuchten, T-Shirts, Handyhüllen und allerhand chinesischen Plastikschratt an die Leute zu bringen. »Heute ist dein Geburtstag, Großer.«

»Genau.« Ein breites Grinsen ließ Nepos Gesicht erstrahlen. »Ich habe heute Geburtstag.«

Marvin unterdrückte einen Seufzer.

Obwohl Nepo vier Jahre jünger war als er, überragte dieser ihn bereits um einen halben Kopf. Und auch sonst hatten sie nicht viel gemein, da sie nach ihren unterschiedlichen Erzeugern und nicht nach ihrer Mutter gerieten. Mit seinen breiten Schultern, den kantigen Gesichtszügen, dem dunklen Teint und den haselnussbraunen Augen erinnerte Nepo an eine dieser griechischen Götterstatuen, deren Nachbildung im Kleinformat sich unter den Nippesfigürchen ihrer Mutter befunden hatte. Dagegen konnte Marvin mit seiner Hühnerbrust, den wässrigen, blauen Augen und dem lichter werdenden Haar, das er meist unter einer Beanie oder Basecap versteckte, einpacken.

Doch um nichts in der Welt hätte Marvin mit Nepo tauschen wollen, nicht in tausend Jahren – egal, wie sehr die Weiber auf Nepos Aussehen abfuhrten. Seit seinem Unfall hatte Nepo nicht mehr alle Latten am Zaun, wie man so schön sagte, und das brachte ihm höchstens hin und wieder einen Mitleidsfick ein. Nein, dann lieber die Figur eines Lauchs. Denn spätestens an den Wochenenden, wenn das Frühlingswetter so warme Temperaturen bereithielt wie im Moment, fand sich immer irgendeine Tussi, die es nicht erwarten konnte, mit ihm im Wohnwagen zu verschwinden.

»Alter, ist das geil. Guck mal, Justin Bieber«, rief einer der Vorstadtaffen mit beißendem Spott und schnappte sich eines der Fan-Shirts, die Marvin kistenweise und ausgesprochen billig aus Bangladesch bezog, wo sich mit Sicherheit niemand um Lizenzgebühren scherte.

So viel zum Thema keine Probleme, dachte Marvin und steckte das Handy weg. »Für fünfzehn Euro gehört das

T-Shirt dir«, sagte er. »Und nur zur Info: Die Summe wird auch fällig, wenn du es dreckig machst. Also leg es am besten wieder hin.«

Der Typ, der Justin Bieber am Kragen hielt, schien doch jünger zu sein, als Marvin anfangs gedacht hatte, wahrscheinlich erst siebzehn oder achtzehn, denn sein talgiges Milchgesicht bot Pickeln den idealen Nährboden. Mit einem falschen Lächeln blickte er zu Marvin, dann ließ er das T-Shirt fallen. Anschließend machte er einen Ausfallschritt und trat mit seinen klobigen Nike Air darauf herum.

»Oops«, sagte er mit gespielter Überraschung. »Jetzt habe ich es fallenlassen. Was bin ich doch für ein Tollpatsch. Tut mir leid, Arschloch.«

Marvin warf einen raschen Blick zu seinem Bruder, doch dieser schaute wieder in sein Bilderbuch.

Sehr gut.

Nepo mochte nicht die hellste Birne am Kronleuchter sein, doch was ihm an Intellekt fehlte, machte er durch ungezähmte Muskelkraft wett, und das erwies sich in brenzligen Situationen wie dieser als keine gute Kombination.

»Das macht fünfzehn Mäuse«, entgegnete Marvin an Pickelfresse gewandt und versuchte, ruhig zu bleiben. Er musste die Füße stillhalten. Die Prügelei vor zwei Monaten in einem Kaff bei Wiesbaden hatte Nepo und ihm eine Menge Ärger und zwei Anzeigen wegen Körperverletzung eingebracht. Noch so ein Ding, und das Jugendamt würde Nepo in eines dieser Heime stecken, in denen die Leute mit Dachschaden – schon klar, heute nannte man sie *Menschen mit geistigem Handicap*, aber diese Bezeichnung würde sich auf dem Jahrmarkt nicht in hundert Jahren durchsetzen – ihre Zeit damit totschlugen, Besen herzustellen.

»Achtung, Leute! Letzte Chance, dabei zu sein. In wenigen Augenblicken heben wir ab. Kommt jetzt, einsteigen und mitfahren. Der Spaß geht los«, drang es aus den Lautsprechern des *Jetstream*, doch Marvin achtete nicht auf die

lahmen Versuche des Rekommandeurs, den Flieger voll zu bekommen. Er konzentrierte sich auf Pickelfresse.

Dämlich grinste der Typ ihn weiter an, während sein Kumpel, der eine gewaltige Wampe unter seinem XXL-Shirt mit dem Schriftzug der *Frankfurter Löwen* versteckte, noch näher an den Stand herantrat. Fettwanst griff nach einem Stapel T-Shirts und zog ihn langsam zu sich heran, bis die ordentlich zusammengelegten Shirts über die Kante des Tisches glitten und zu Boden fielen.

»Sorry, war keine Absicht«, sagte er und hielt seine Hand hoch, worauf Pickelfresse ihn abklatschte.

Das reichte.

»Du verfluchter Wichser«, rief Marvin und sprang vom Barhocker. Er eilte zu dem Durchgang in dem Nylontuch, das seinen Verkaufsstand nach oben und zu beiden Seiten abschirmte, und schob den Stoff so harsch auseinander, dass das Gestänge der Zeltkonstruktion wackelte.

»*Wichser* ist eines der bösen Wörter. Das darf man nicht benutzen«, sagte Nepo und stand ebenfalls auf.

»Bleib sitzen«, wies Marvin ihn an, worauf Nepo sich zurück auf seinen Stuhl fallen ließ, ohne Pickelfresse aus den Augen zu lassen.

»Dich kenne ich doch«, sagte Nepo. »Letztes Jahr hast du ein Helene-Fischer-Shirt gekauft.«

»Bist du bescheuert?«, fragte der Typ betont lässig, in dem Versuch, seine Verblüffung zu überspielen, doch sein rot aufflammendes Gesicht verriet ihn.

Nepo hatte ihn erappt.

Zwar mochten Nepos Mathematikkenntnisse kaum über die eines Erstklässlers hinausgehen, für Gesichter jedoch hatte er ein fotografisches Gedächtnis. Selbst nach Jahren konnte er mit spielerischer Leichtigkeit sagen, wer welchen Schrott gekauft hatte. Als Inselbegabung hatte die Frau von der Fürsorge Nepos Fähigkeit bezeichnet und ihm außerordentliches Talent bescheinigt, jetzt in dieser Situation trug die Begabung jedoch nicht dazu bei, Druck aus dem Kessel zu nehmen.

Halt bloß die Klappe, wenigstens dies eine Mal, du verdammter Idiot, schoss es Marvin durch den Kopf, doch

sofort schämte er sich für den Gedanken. Sein Bruder konnte nichts für seine Einfältigkeit.

»Was bist du denn für einer?«, fragte Fettwanst und betrachtete Nepo neugierig und ein bisschen angewidert, als würde er eine seltene Kakerlakenart unter dem Mikroskop studieren. »Bist du nicht ganz richtig in der Birne?«

Nun sah Marvin rot. Er stürmte auf den Dicken zu, holte aus und ließ seine Faust in dessen Gesicht krachen. Überrascht stöhnte der Kerl auf und taumelte zurück, doch offenbar hatte er genügend Alkohol im Blut, um den Schmerz nicht zu spüren.

Er blieb auf den Beinen und schüttelte sich.

»Was macht ihr da? Auseinander, Jungs! Hört sofort auf«, rief Karla ihnen vom Eisstand auf der gegenüberliegenden Seite zu. »Marv, lass dich nicht wieder auf Ärger ein. Du weißt, wie das endet.«

Kurz schaute Marvin zu ihr herüber, wodurch er ein oder zwei wertvolle Sekunden verlor, in denen er nicht mitbekam, dass Fettwanst vornübergebeugt wie ein Sumoring auf ihn zustürmte. Im nächsten Moment traf ihn der Schädel des Dicken mit einer solchen Wucht im Magen, dass es ihm die Luft aus den Lungen trieb und er zusammenklappte.

»Hört auf, meinem Bruder wehzutun«, rief Nepo.

Mühsam versuchte Marvin sich aufzurichten, doch Pickelfresse brachte ihn mit einem Tritt gegen das Knie zu Fall, was der dritte Kerl, eine Bohnenstange mit einem verschlagenen Ausdruck, sofort ausnutzte. Hämisch grinsend leerte er seine Bierdose über Marvin aus.

»Na, wie gefällt dir das?«, fragte Pickelfresse und betastete den Bluterguss, der sich auf seiner Wange auszubreiten begann. »Mit mir legst du dich besser nicht an.«

Ein Feuer schien in Marvins Eingeweiden zu wüten, doch schlimmer als der Schmerz brannte die Scham. Er wollte aufspringen, wollte dem feigen Hund sein verdammtes Grinsen aus dem Gesicht schlagen, aber er konnte sich nicht rühren. Wie aus weiter Ferne hörte er das Handy in seiner Hose läuten.

»Lasst Marvin in Ruhe«, brüllte Nepo, dann hob er den Tisch an, auf dem sich die Ramschware türmte, und schleuderte ihn gegen Fettwanst. Nepo stürmte vor, holte aus und traf Pickelfresse so hart im Gesicht, dass dieser wie ein gefälltter Baum nach hinten kippte. Blut rann aus dessen Nase.

Einen Moment später kniete Nepo neben Marvin. »Geht es dir gut?« Hilflos pendelte sein Oberkörper vor und zurück. »Weißt du, was heute für ein Tag ist? Heute ist mein Geburtstag. Ich werde sechzehn, und Savannah macht mir einen Kuchen.«

Das Handyklingeln erstarb.

Schwer atmend setzte Marvin sich auf, als er in der Ferne drei ganz in Schwarz gekleidete Männer von der Security durch den Mittelgang auf seinen demolierten Stand zulaufen sah.

Scheiße, die musste Karla gerufen haben.

Als die Vorstadtaffen die nahenden Sicherheitsleute sahen, rappelten sie sich auf und verschwanden in Richtung Ostpark.

Ein erleichtertes Seufzen drang aus Marvins Kehle, und er hoffte, die Typen würden sich auf direktem Weg nach Hause verziehen und nicht vorher einen Abstecher zu den Bullen machen. Auch wenn sie es gewesen waren, die den Streit provoziert hatten, würde die Polizei ihn und Nepo für irgendetwas drankriegen. So lief das nun mal. Das wusste jeder auf dem Rummel, weshalb man als Schaulsteller der Staatsmacht tunlichst aus dem Weg ging.

Während Marvin noch über die Folgen nachdachte, die der Abend nach sich ziehen würde, begann sein Handy erneut zu klingeln.

Vielleicht war es Savannah, die ein Problem mit ihrem neuen Lover hatte, was nicht ungewöhnlich wäre. Mit Männern hatte sie nie ein glückliches Händchen bewiesen. Vorsichtig ausgedrückt.

Unbekannte Nummer.

Nicht Savannah, Gott sei dank, schoss es Marvin durch den Kopf, und er wollte den Anruf schon wegdrücken, tat es aber nicht.

Noch lange hinterher sollte er sich fragen, was geschehen wäre, wenn er den Anruf einfach ignoriert hätte. Wenn er das Handy zurück in die Sporthose gesteckt, sich in den Wohnwagen, den er sich mit Nepo teilte, verkrochen und sein Knie mit einem Beutel Eis gekühlt hätte.

»Ja?«, fragte er.

»Marvin, bist du das?«, antwortete eine elektronisch veränderte Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Wer ist da?«

»Falls du Savannah lebend wiedersehen willst, präg dir die folgende vierstellige Ziffernfolge ein«, sagte die elektronische Stimme. »Sie steht zwischen Savannahs Läuterung und ihrer Verdammnis.«

»Was?« Obgleich Marvin keine Ahnung hatte, wovon der Anrufer sprach, vergaß er augenblicklich sein schmerzendes Knie und die biergetränkten Klamotten. Angst breitete sich in ihm aus. »Wovon sprechen Sie?«

»Drei, zwei ...«, fuhr die Stimme ungerührt fort, doch die Sirene des *Jetstream*, die den Höhepunkt der Fahrt begleitete, übertönte die nachfolgenden Worte des Anrufers.

»Hey, Mann, hier ist es scheiß laut. Was sagen Sie?«, brüllte Marvin, während er mit aller Kraft das Handy an sein Ohr presste und sich das andere zuhielt. »Ich kann Sie nicht verstehen.«

Nach einigen Sekunden beendete der *Jetstream* langsam seine Fahrt, und mit der Sirene verstummte auch das Kreischen der Fahrgäste. Noch immer presste Marvin das Smartphone an sein Ohr, doch es blieb still.

»Hallo?«, fragte er. »Sind Sie noch dran? Was ist mit Savannah? Wo ist sie?«

Ein Klicken. Der Anrufer hatte aufgehört.

Kapitel 3

Dem plakativen Aufdruck *Absolut spritzfrei* auf dem Farbeimer zum Trotz musste Falk die Augen zu schmalen Schlitzen zusammenkneifen, während er auf einer Leiter stehend die Decke strich. Die verdammte Farbe dachte nicht daran, das Werbeversprechen des Herstellers einzuhalten, und haftete nicht nur auf der Raufasertapete, sondern verteilte sich auch großzügig auf Falks Papierhut, dem alten Flanellhemd und seinem Gesicht. Außerdem fühlten sich Falks Arme inzwischen wie aus Gummi an, sein Rücken schrie vor Schmerz.

Zum Gefühlte hundertsten Mal fuhr er nun schon über die grauen Flecken, die sich in der Ecke seines Wohnzimmers gebildet hatten, doch noch immer sah man einen Schatten unter der als *Arktisches Weiß – hält beim ersten Anstrich* angepriesenen Wandfarbe.

Abwechselnd verfluchte Falk sich selbst, Zoe und die ganze Welt, wobei er sich fragte, welcher Teufel ihn geritten hatte, die Renovierung seiner Wohnung in die eigenen Hände zu nehmen. Er war Hauptkommissar, kein Malermeister.

Der Song *Macht es nicht selbst* von *Tocotronic*, deren Frühwerk er während der Ausbildung an der Polizeiakademie gern und laut und meist ziemlich besoffen gehört hatte, spulte sich in einer nervtötenden Endlosschleife in seinem Kopf ab.

»Ferret hätte seinen Hintern ruhig aus dem Bett schwingen und uns helfen können«, maulte er mit Blick auf Zoe, die am Boden kauerte und mit einem kleinen Pinsel die Fußleisten lackierte. »Ich frag mich ohnehin, was er den ganzen Tag in deiner Wohnung treibt.«

Zoe, die einen ihrer ausrangierten, ärmellosen Schwes-ternkittel trug, schaute skeptisch zu Falk hoch.

»Was denn?«, blaffte er und schaltete auf Angriff. »Der Kerl ist jung und sollte sich langsam mal um einen vernünftigen Job bemühen.«

»Das kann nicht dein Ernst sein«, entgegnete Zoe und verzog gequält den Mund. »Mutierst du jetzt zum Spießer, Bachmann? Ich kann ja allein weiterstreichen, während du zum Stammtisch gehst und mit deinen Kumpels überlegst, wie man Sozialschmarotzern Beine machen kann. Geht's noch?«

Falk ließ die Farbrolle sinken und kreiste mit den Schultern. »Sehr witzig. Und übrigens, ich hatte niemals einen Stammtisch.«

»Und ich bestimme immer noch selbst über meine Wohnung.« Zoes Stimme war scharf geworden. »Außerdem liegt Ferret mir nicht auf der Tasche, sondern zahlt jeden Monat zum Ersten seinen Anteil an der Miete.«

Falk unterdrückte ein genervtes Stöhnen. Eigentlich hatte er nichts gegen den jungen Punk, den Zoe ein Dreivierteljahr zuvor wie einen zugelaufenen Straßenköter in ihrem winzigen Apartment in Bockenheim aufgenommen hatte und der seitdem bei ihr auf dem Sofa schlief. Manchmal nervte es ihn aber, mitansehen zu müssen, wie der Kerl ihre Gutmütigkeit ausnutzte.

Dabei konnte es ihm eigentlich egal sein, wer bei Zoe hauste, schließlich übernachtete sie ohnehin meist bei ihm in der Elbestraße. Was auch der Grund war, weswegen sie gemeinsam sein Apartment renovierten. Falk hatte seine Wohnung bislang nur als Behausung angesehen, als Zufluchtsort, der die überlebensnotwendigen Dinge beherbergte, die ein geschiedener dreiundvierzigjähriger Hauptkommissar vom LKA brauchte: Mikrowelle, Kühlschrank, Großbildfernseher, Sofa, Schrank, Bett und als besonderen Luxus eine Dartscheibe an einer von Pfeilen durchlöcher-ten Wohnzimmerwand. Doch in letzter Zeit hatte Zoe mehr und mehr für Gemütlichkeit gesorgt. Sogar eine Zimmerpflanze war bei ihm eingezogen. Sie stand auf der Anrichte neben dem Fernseher und gedieh entgegen seiner Erwartung ziemlich gut, wobei ihre gummiartigen Blätter gerade ebenfalls einige Farbspritzer abbekommen hatten.

»Ich will gar nicht wissen, woher das Geld für die Miete stammt, das er dir ach so pünktlich jeden Monat zusteckt«, sagte Falk und widmete sich wieder den Flecken an der Decke.

»Dann frag auch nicht, sondern halt dich einfach raus.«

Er ahnte, dass es klug wäre, das Thema auf sich beruhen zu lassen, aber schon bei Becky, seiner Exfrau, hatte er die Momente verpasst, in denen er besser die Klappe gehalten hätte. »Ich würde mich ja raushalten, wenn ich nicht sehen würde, dass dich die Sorge um den Kerl um deinen Schlaf bringt. Glaubst du, ich hätte neulich Nacht nicht mitbekommen, wie du stundenlang vergeblich versucht hast, Ferret zu erreichen?«

Zoe warf den Pinsel so energisch zurück in die Blechdose, dass Lack auf die Plastikfolie am Boden tropfte. Sie richtete sich auf und stellte sich auf die Zehenspitzen, wodurch sie die Zentimeter an Körpergröße gewann, die ihr sonst die Sohlen ihrer Doc Martens einbrachten. Angriffslustig reckte sie ihr Kinn vor. »Was willst du eigentlich, Falk Bachmann?«

Er ließ die Farbrolle wieder sinken. Himmel, warum mussten Frauen immer alles in den falschen Hals bekommen? »Herrgott, ich mach mir einfach Sorgen. Ist das so schwer zu verstehen?« Da er lauter geworden war als beabsichtigt, senkte er die Stimme. »Sieh mal, du hast dich in den letzten Jahren aufopferungsvoll um deine Schwester gekümmert. Du hast versucht, Jessie aus dem Milieu zu holen und sie von den Drogen wegzubringen, aber es hat nicht funktioniert. Jetzt bemutterst du Ferret, von dem du weißt, dass er ebenfalls anschaffen geht. Mach dir doch nichts vor, wahrscheinlich wirft auch er irgendetwas ein. Das tun die meisten Stricher, anders drehen sie irgendwann genau wie deine Schwester durch. Mensch, Zoe, du hast doch ...«

»Halt Jessie da raus«, unterbrach sie ihn. »Meine Schwester hat nichts mit der Sache zu tun. Ferret ist ein Freund, ob es dir passt oder nicht.«

»Wach endlich auf! Du kannst nicht die ganze Welt retten.«

»Ach und wer behauptet das?«

»Werd nicht kindisch«, sagte er und bereute es im selben Moment. Es klang, als würde er mit Mia, seiner Tochter, sprechen.

Zoe erstarrte. »Ich schätze, es ist besser, wenn ich jetzt abhaue. Ich will nicht, dass etwas zwischen uns kaputtgeht, was sich später nicht mehr kitten lässt.« Sie nahm die alte Basecap mit dem Logo einer Baufirma ab, die Falk ihr gegeben hatte, hängte sie an eine Ecke des Fernsehers und wuschelte sich durch ihre kurzen Haare, die sie neuerdings rot gefärbt trug. Dann verschwand sie, ohne sich noch einmal umzudrehen, aus dem Wohnzimmer.

Falk beeilte sich, von der Leiter zu steigen. »Jetzt lauf doch nicht weg«, rief er ihr nach. »Es tut mir leid. Ich habe es nicht so gemeint. Es ist komisch rübergekommen.«

Im nächsten Moment fiel die Wohnungstür ins Schloss.

»Verdammt«, stieß Falk aus und starrte in den leeren Flur. Wie hatte das Gespräch nur so aus dem Ruder laufen können? An ihrem ersten gemeinsamen freien Tag seit über einem Monat hatten sie doch einfach nur das Wohnzimmer streichen wollen.

Unwillkürlich schlich sich der Gedanke an einen Drink in sein Bewusstsein und setzte sich dort mit altbekannter Penetranz fest. Falk versuchte, dagegen anzukämpfen, doch schon nach wenigen Augenblicken kapitulierte er.

Scheiß drauf!, dachte er, fegte den albernen Papierhut vom Kopf, steckte seine Brieftasche ein und zog den Schlüssel zur Wohnung ab.

Gerade als er nach der Türklinke griff, geschahen zwei Dinge gleichzeitig: Sein Handy fing zu klingeln an, und jemand klopfte gegen die Wohnungstür.

Falk warf einen raschen Blick aufs Display seines Telefons.

Dr. Juliane Klawitter ruft an.

Kurz wunderte er sich, was seine Kollegin, die Polizeipsychologin, von ihm wollte, doch wenn sie ihn an seinem freien Tag anrief, musste es wichtig sein.

»Ja?«, nahm er den Anruf an und öffnete, ohne hinzusehen, die Tür. Wahrscheinlich hatte Zoe bei ihrem unüberlegten Aufbruch etwas vergessen.

»Ich weiß, dass du heute Urlaub hast, aber Koruhn ist der Ansicht, dass du dir den Tatort persönlich ansehen solltest«, sagte Juliane am Telefon und fing ohne Umschweife an, von einem Mord zu berichten, den Falk in seinem ganzen Ausmaß nur vor Ort begreifen könne. In knappen, präzisen Sätzen gab sie ihm die Adresse einer am Osthafen liegenden Werkstatt durch, in der eine Frauenleiche aufgefunden worden war.

Falk ging zur Garderobe und suchte in der Innentasche seiner Jacke nach einem Stift und einem Zettel, um sich die Adresse zu notieren, als sein Blick durch die geöffnete Wohnungstür in den Hausgang fiel.

Es war nicht Zoe, die mit etwas Abstand draußen wartete. Stattdessen blickte Falk in ein Gesicht, das er, obwohl er es eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte, sofort wiedererkannte.

»Hallo, Falk«, sagte Hannah, seine Jugendliebe und die Mutter seines Sohns, von dessen Existenz Falk erst erfahren hatte, nachdem dieser sich vor einiger Zeit auf eine freie Stelle als Profiler beim LKA beworben hatte.

Langsam, ohne den Blick von Hannah abzuwenden, ließ Falk das Handy sinken. Sein erster Impuls bestand darin, der Frau – dieser Fremden – die Tür vor der Nase zuzuschlagen, doch er war unfähig, sich zu rühren.

»Was willst du?«, presste er mühsam hervor.

Hannahs Augen huschten hin und her. »Entschuldige den Überfall. Du weißt, ich wäre nicht gekommen, wenn es nicht wirklich wichtig wäre«, sagte sie und wirkte getrieben. Verstohlen, als müsse sie sich vergewissern, dass ihr niemand gefolgt war, sah sie über ihre Schulter, bevor sie sich wieder an Falk wandte. »Es gibt da etwas, das du wissen musst.«